

Integrationswerkstatt Sport – Die Integrationspotenziale des Sports

1. Einleitung

Um die Frage nach den Integrationspotenzialen des Sports hinreichend beantworten zu können, ist es zunächst einmal notwendig, sich vor Augen zu führen, weshalb gesteigerte Integrationsanstrengungen in unserer Gesellschaft erforderlich sind.

Bei der Suche nach den Gründen für die Notwendigkeit gesteigerter Integrationsanstrengungen stößt man meist auf das Argument der Individualisierung. Allerdings ist Individualisierung zunächst einmal nichts Negatives. Die Pluralisierung von Werten und Normen führt zu vielfältigeren Möglichkeiten in der Lebensplanung und zu größeren Entscheidungschancen der Jugendlichen. Sie können sich – zumindest prinzipiell – für verschiedenste Berufe entscheiden, für verschiedenste Subkulturen, ja selbst in der Wahl ihrer Sexualität sind junge Menschen hier so frei wie noch nie in der Menschheitsgeschichte. In der Multioptionsgesellschaft wird somit – auch für Jugendliche – alles möglich.

Diesen „Sonnenseiten“ der Individualisierung stehen jedoch „Schattenseiten“ (HEITMEYER et al. 1998, 50f.) gegenüber: Die Berechenbarkeit der Lebenswege nimmt ab, immer komplexere Lebensaufgaben sind zu bewältigen. Es besteht ein steigender individueller Konkurrenzdruck zur sozialen Platzierung und Statussicherung. In der Folge werden soziale Lebenszusammenhänge labiler, und es kommt zu einem Verlust selbstverständlicher Regelungswerke zur Verminderung von Konflikten. Eltern, Familie, Schule und Kirche schaffen es immer weniger, verbindliche Werte, Halt und Orientierungssicherheit zu vermitteln. Dies hat zur Folge, dass bei den Jugendlichen heute eine multiple Verunsicherung vorliegt. Diese multiple Verunsicherung kann zwar prinzipiell durch neue Formen der sozialen Einbindung und Kontrolle teilweise bewältigt werden („Re-Integration in soziale Netzwerke“). Gelingt dies aber nicht, so kommt es zur Desintegration, die wiederum zu aggressiven Einstellungen und Handlungen führen kann.

Verschärft findet sich die Problematik in sozialen Brennpunkten wieder. Hier sind Jugendliche von den Schattenseiten der Individualisierung überproportional stark betroffen. Erschwerend kommt hinzu, dass diese Jugendlichen dort auf ungünstige sozialstrukturelle Res-

ourcen stoßen (wenig Entfaltungsmöglichkeiten, unattraktive Wohnumfelder, eine schlechte Freizeitinfrastruktur und wenig Zugangsmöglichkeiten zu sozialen Netzwerken, die Re-Integration ermöglichen).

Diese veränderten Rahmenbedingungen machen erweiterte Konzepte und Instrumente der sozialen Arbeit erforderlich. Es stellt sich die Frage nach den Potenzialen des Sports für die Re-Integration.

2. Allgemeine Potenziale des Sports

Generell ermöglichen verschiedene soziale Formationen erfolgreiche Prozesse der Re-Integration und helfen damit, die Schattenseiten der Individualisierung zu kompensieren. Hierzu zählen insbesondere Jugendkulturen, die Heranwachsenden Möglichkeiten von sozialer Nähe und Gruppenidentifikation bieten, Formen des politischen oder ökologischen Engagements sowie ein expressiver Individualismus, bei dem der eigene Körper im Vordergrund steht und der eigene Körper zugleich als Sinninstanz fungiert (RITTNER 1998).

Der Sport verbindet verschiedene dieser sozialen Formationen. Er verbindet eine Jugendkultur, die Möglichkeiten von sozialer Nähe und Gruppenidentifikation beinhaltet, mit einer expressiven Thematisierung des Körpers. Aber auch aufgrund seiner weiteren Merkmale bietet das Medium Sport eine Gegenstruktur zu den multiplen Verunsicherungen der Individualisierung. So stellt der Sport den Unsicherheiten einer komplexen Gesellschaft seine eigene Überschaubarkeit und klare Regeln gegenüber. Der Abstraktheit der komplexen Gesellschaft und ihrem Mangel an Identifikationsmöglichkeiten stehen die Konkretheit des Sports sowie die Zurechenbarkeit menschlicher Leistungen im Sport gegenüber. Während in der modernen Gesellschaft Differenzierung und Pluralität vorherrschende Momente sind, zeichnet sich der Sport durch Entdifferenzierung und Einheitlichkeit aus. Den gesellschaftlichen Zwängen zur Rollendifferenzierung steht im Sport eine Personalisierung bzw. eine Macht von Personen gegenüber („Stars“). Der Körper wird im Sport nicht verdrängt, sondern inszeniert. Zugleich werden Gemeinsamkeiten erzeugt. Und schließlich wirkt der Sport gegen die Monotonie und Spannungsarmut des Alltags. Somit besitzt der Sport prinzipiell ein großes Potenzial als Re-Integrationsinstanz.

Für die Nutzung des Mediums Sport für Zwecke der Jugendsozialarbeit spricht der einfache Zugang zu den Jugendlichen. Für Kinder und Jugendliche zählen Sport und Bewegung heute zu den Selbstverständlichkeiten des Alltags. BRINKHOFF und SACK (1996, 30) spre-

chen in diesem Zusammenhang von sportiven Praxen als einer „jugendgerechten Alternorm“ bzw. einer „Versportlichung der Jugendbiographien“.

Damit korrespondieren auch die Ergebnisse von PILZ (1991; 1992; 1997). In einer mehrjährigen wissenschaftlichen Begleitung von Fan-Projekten ermittelte er, dass sportbezogene Angebote häufig das einzige Mittel sind, um an „problematische“ männliche Jugendliche heranzukommen (PILZ 1997, 284). BECKER und SCHIRP (1986) zeigen zudem, dass man mit zielgruppenspezifischen Angeboten sportbezogener Jugendsozialarbeit durchaus auch Mädchen und junge Frauen erreichen kann, obwohl sie sich in ihren Körperkonzepten erheblich von Jungen und jungen Männern unterscheiden.

3. Potenziale des Sportvereins

Bei der Diskussion um die Potenziale des Mediums Sport ist zu beachten, dass nicht sämtliche Erscheinungs- und Organisationsformen des Sports gleichermaßen für Zwecke der Jugendsozialarbeit geeignet sind. So ist insbesondere der klassische Sportverein für Zwecke der Jugendsozialarbeit nur begrenzt tauglich.

In diesem Zusammenhang stellen BRETT-SCHNEIDER und SCHIERZ (1993, 7) fest, dass Bewegungs-, Spiel- und Sportaktivitäten zwar für immer mehr Kinder und Jugendliche zu den selbstverständlichen Elementen ihrer Lebenswelt gehören, sie aber gleichfalls über deren Inszenierung zunehmend selbst entscheiden wollen. Diesem Bedürfnis nach flexibler Bewegungs-, Spiel- und Sportgestaltung stehen jedoch oftmals relativ unflexible Vereinsstrukturen gegenüber. Die Angebote der Vereine sind für Zwecke der Jugendsozialarbeit somit häufig nicht flexibel genug. SIELERT und GRENZ (1997, 25ff) weisen zudem darauf hin, dass seitens der Vereine insbesondere delinquenten Jugendlichen z.T. erhebliche Vorbehalte entgegengebracht werden. Dies könnte u.a. auch darauf zurückzuführen sein, dass Jugendliche in sozial deprivierten Lebenslagen zwar dem Medium Sport gegenüber durchaus aufgeschlossen sind, es bei ihnen in der Regel jedoch nicht zu einem stabilen und kontinuierlichen Engagement kommt (KLEIN 1989, 186). Damit geht einher, dass bei sozial desintegrierten Jugendlichen die Hürde Vereinsbeitritt meist zu hoch ist (KOTH 1995, 241).

Folglich ist die Sportvereinsmitgliedschaft nach wie vor sozial determiniert. Angehörige unterer sozialer Schichten sind signifikant seltener Mitglied in Sportvereinen als Angehörige mittlerer und oberer sozialer Schichten. Diese Unterschiede zeigen sich bereits im Kindesal-

ter. So sind nach einer Analyse von BRINKHOFF und SACK (1999, S. 55) – bezogen auf Nordrhein-Westfalen – 54,9 Prozent aller 10-jährigen Gymnasiast/innen Mitglied in einem Sportverein, jedoch nur 45,8 Prozent aller gleichaltrigen Realschüler/innen und 35,9 Prozent aller Hauptschüler/innen dieser Altersgruppe.

Auch Kinder von Ausländer/innen und Ausiedler/innen sind im Sportverein deutlich unterrepräsentiert. Während fast die Hälfte (49,4 Prozent) der deutschen Nichtausiedlerkinder des 3. und 5. Schuljahres Zugang zum Sportverein finden, sind es nur 20,0 Prozent der Kinder von Deutschen aus Polen oder Russland, 25,2 Prozent der türkischen Kinder sowie 20 Prozent der Kinder aus sonstigen Staaten (KURZ und SONNECK 1996, 83f; Angaben für NRW). Eine ähnliche Diskrepanz zeigt sich bei den Jugendlichen (7. bis 13. Schuljahr). 41,7 Prozent der deutschen Jugendlichen sind Mitglied im Sportverein. Der Organisationsgrad von Jugendlichen mit ausländischen Eltern beträgt aber nur 25,1 Prozent. Dabei liegt der Organisationsgrad der türkischen Jugendlichen mit 20,8 Prozent noch deutlich unter dem Durchschnitt der ausländischen Jugendlichen insgesamt. Bei einer weiteren Differenzierung fällt auf, dass vor allem jugendliche Migrantinnen nur ganz vereinzelt Zugang zum Sportverein finden. Und wie wichtig diese geschlechtsspezifische Perspektive ist, wird auch daran deutlich, dass es zwischen deutschen und türkischen männlichen Jugendlichen kaum Unterschiede gibt, was die Häufigkeit ihrer Mitgliedschaft im Sportverein anbelangt (BRINKHOFF und SACK 1999, 55; Angaben für NRW).

Insgesamt kann festgehalten werden, dass der Sportverein mit seinen klassischen Strukturen viele Zielgruppen der Jugendsozialarbeit nicht hinreichend erreicht.

4. Soziale Initiativen des Sports

Auch wenn der Sportverein in seinen klassischen Organisationsstrukturen für Zwecke der Jugendsozialarbeit weniger interessant erscheint, stellt der organisierte Sport insgesamt dennoch ein bemerkenswertes Potenzial für die Integration sozial benachteiligter Jugendlicher bereit: die soziale Offensive im Jugendsport.

Insgesamt existieren bundesweit etwa 1.500 entsprechende Programme wie „Sport gegen Gewalt“, „Sport mit Migranten“ oder „Basketball um Mitternacht“, bei denen sozialarbeiterische Zielsetzungen im Vordergrund stehen. Diese Zahl von 1.500 bezieht sich alleine auf jene Maßnahmen, die unter dem Dach der Sportjugenden durchgeführt werden.

Ein Blick auf die regionale Verteilung zeigt,

dass in Nordrhein-Westfalen die meisten Initiativen angesiedelt sind, gefolgt von Bayern, Niedersachsen, Hessen, Baden-Württemberg, Sachsen und Berlin. Um die sozialarbeiterischen Leistungen des Jugendsports in den einzelnen Bundesländern zu beurteilen, eignet sich jedoch ein anderer Indikator besser: die Anzahl an Sozialprojekten in Relation zur Bevölkerungsgröße. Wählt man diese Perspektive, so zeigt sich, dass die meisten sozialen Initiativen des Jugendsports pro Einwohner in Bremen angeboten werden, gefolgt von Mecklenburg-Vorpommern.

Die häufigsten Interventionsfelder stellen die Integrationsarbeit und die Gewaltprävention dar. Knapp drei Viertel bzw. gut die Hälfte aller Initiativen greift diese Ziele explizit auf. Weit verbreitet ist darüber hinaus mit 25 Prozent aller Initiativen auch die stadtteilbezogene bzw. Soziale-Brennpunkt-Arbeit (zu ausführlichen Befunden vgl. BREUER, 2002).

Neben Kindern und Jugendlichen bzw. Mädchen und Jungen allgemein sind Aussiedler/innen andere Migranten/innen (ausländische Mitbürger/innen) sowie sozial benachteiligte und sozial auffällige Jugendliche die häufigsten Hauptzielgruppen der Initiativen. 41,3 Prozent der Initiativen richten sich ausdrücklich an Aussiedler/innen, 36 Prozent an andere Migranten/innen (ausländische Mitbürger/innen) und 29,1 Prozent an sozial benachteiligte Jugendliche. Dabei ist der hohe Anteil an Initiativen mit der Hauptzielgruppe Aussiedler/innen insbesondere auf die zahlreichen Einzelinitiativen im Rahmen des Programmes „Integration durch Sport“ (vormals „Sport mit Aussiedlern“) zurückzuführen.

Bezogen auf die Inhalte bieten 70,9 Prozent aller Initiativen Sportangebote mit sozialpädagogischer Betreuung an, 51,5 Prozent bieten zusätzlich Sportangebote ohne sozialpädagogische Betreuung an. Interessant ist auch, dass 36,5 Prozent aller Initiativen nichtsportliche Angebote mit sozialpädagogischer Betreuung offerieren. Dies unterstreicht, dass viele soziale Initiativen konkrete Problemlösungen anbieten (wollen) und nicht nur (engere) Sportinteressen vertreten.

Auffällig ist ein hoher Vernetzungsgrad der Initiativen. Lässt man die Kooperationen innerhalb des organisierten Sports einmal außer Acht, so ist das Jugendamt der häufigste Kooperationspartner der Initiativen (48 Prozent), gefolgt von der Schule (47,2 Prozent), dem Sportamt (36,4 Prozent) und den freien Trägern der Jugendhilfe bzw. den Jugendverbänden (30,1 Prozent). Recht häufig sind auch Vernetzungen mit der Polizei (26,3 Prozent) der Privatwirtschaft (22,7 Prozent), dem Sozialamt (17,9 Prozent) und Wohlfahrtsverbänden (16,4 Prozent).

Bei 92,3 Prozent der Initiativen spielt ehrenamtliches Engagement eine wichtige Rolle. 7,7 Prozent aller Initiativen werden sogar ausschließlich ehrenamtlich getragen. Im Durchschnitt werden 55,7 Prozent der in einem Sozialprojekt des Sports anfallenden Arbeiten ehrenamtlich verrichtet.

In 50 Prozent der Initiativen werden pro Woche mehr als 15 Stunden ehrenamtlich für Zwecke der Jugendsozialarbeit gearbeitet, durchschnittlich werden pro Initiative 35,5 Arbeitsstunden wöchentlich ehrenamtlich geleistet. Hochgerechnet auf die bundesweit rund 1.500 sozialen Initiativen des Jugendsports bedeutet dies, dass dort jede Woche eine einschlägige ehrenamtliche Arbeit in einem Umfang von insgesamt über 53.000 Stunden erbracht wird. Nimmt man einen Gegenwert von 15 pro Stunde, entspricht dies einem Wert ehrenamtlicher Sozialarbeit in Höhe von 800.000, der in den sozialen Offensiven des Jugendsports pro Woche geleistet wird.

Dass die ehrenamtliche Mitarbeit, die im Rahmen der Maßnahmen verrichtet wird, aber keine Laienarbeit im üblichen Sinne darstellt, zeigt die Analyse der Berufsgruppen der ehrenamtlichen Mitarbeiter. In 37 Prozent der Initiativen sind (Diplom-)Sportlehrer/innen ehrenamtlich tätig, in 30,4 Prozent Lehrer/innen und in 14,3 Prozent (Diplom-)Pädagog/innen. Zudem arbeiten ebenfalls in 14,3 Prozent der Maßnahmen (Diplom-)Sozialpädagog/innen und in 9,5 Prozent (Diplom-)Sozialarbeiter/innen auf ehrenamtlicher Basis.

Noch deutlicher wird die spezifische Qualifizierung der Mitarbeiter/innen bei einer Analyse der Berufsgruppen der hauptamtlichen Projektmitarbeiter/innen. In 43,4 Prozent der Initiativen sind (Diplom-) Sportlehrer/innen hauptamtlich beschäftigt, in 19,7 Prozent (Diplom-)Sozialpädagog/innen und in 17,8 Prozent Lehrer/innen. Es folgen Diplom-Pädagog/innen mit 15,3 Prozent, Diplom-Sozialarbeiter/innen mit 9,7 Prozent sowie Diplom-Sportwissenschaftler/innen mit 9,4 Prozent. Die Professionen der Sozialarbeit haben somit in einem bemerkenswerten Maße Anstellung in den sozialen Projekten des Jugendsports gefunden.

Probleme bereiten den sozialen Initiativen insbesondere ihre finanziellen und infrastrukturellen Rahmenbedingungen. Am häufigsten wird über die finanziellen Rahmenbedingungen geklagt. Sie bedeuten für 33,6 Prozent der Initiativen ein starkes Problem. Damit einher geht mancherorts eine personelle Unterbesetzung, die für 16,2 Prozent aller Initiativen ein starkes Problem darstellt. Recht häufig als starkes Problem werden auch eine mangelnde Bereitschaft zum ehrenamtlichen Engagement, die Sportstättensituation bzw. unzureichende räumliche

umliche Voraussetzungen sowie das 630-DM-Gesetz genannt. Dagegen stellen die Zielgruppe (deren Erreichbarkeit, und Motivierbarkeit) sowie das Handlungsfeld generell weitaus geringere Probleme der sozialen Initiativen dar.

Auffallend ist weiterhin, dass grundlegende Maßnahmen der Qualitätssicherung in den meisten Initiativen Anwendung finden. Auch dies unterstreicht den hohen Professionalitätscharakter der Mehrzahl der Initiativen. So identifizieren sich – den Selbstauskünften zufolge – in 79,2 Prozent der Initiativen die Mitarbeiter/innen mit den Zielen der Maßnahme und engagieren sich für die gemeinsamen Ziele (vgl. Abb. 1). In 73,8 Prozent der Maßnahmen sind die Konzepte allen betroffenen Mitarbeiter/innen bekannt und es wird auf deren Einhaltung sorgfältig geachtet. In 60,7 Prozent der Initiativen werden die Konzepte der Maßnahme regelmäßig mit den Mitarbeiter/innen überprüft und weiterentwickelt. Zudem werden in immerhin 45,7 Prozent der Maßnahmen alle wichtigen Planungs- und Verlaufsdaten systematisch und für Dritte nachvollziehbar dokumentiert. Bei 43,3 Prozent der Initiativen werden die Daten regelmäßig ausgewertet und bilden die Grundlage für die Verbesserung der Arbeit. 30,1 Prozent der Initiativen werden nach dem KJHG gefördert und 27,3 Prozent beteiligen sich aktiv an der regionalen Jugendhilfeentwicklung im Rahmen von Arbeitsgemeinschaften und abgestimmten Planungen.

Vergleichsweise gering ist dagegen der Anteil an Initiativen, bei denen die Projektziele die Grundlage der Personalauswahl bilden (32,8 bzw. 26,6 Prozent). Hier wäre nach den Gründen für diese niedrige Quote zu suchen. Evtl. könnte dieser relativ geringe Wert darauf zurückzuführen sein, dass geeignetes Personal schwer zu bekommen ist oder – im Bereich ehrenamtlicher Mitarbeiter/innen – die Initiativen über Jeden froh sind, der sich in den Maßnahmen zusätzlich engagiert. Relativ schwach verbreitet sind auch eine regelmäßige Ermittlung des Fort- und Weiterbildungsbedarfs und entsprechender Wünsche der Mitarbeiter (26,4 Prozent), regelmäßige Personal(entwicklungs)gespräche zwischen Mitarbeiter/innen und Vorgesetzten (25,3 Prozent) sowie regelmäßige Supervisionssitzungen bzw. Reflexionsgespräche mit allen betroffenen Mitarbeiter/innen (19,9 Prozent).

Um etwas Systematik und Übersicht zu erhalten, ist es sinnvoll, drei Dimensionen von Qualitätssicherung zu unterscheiden. (1) Die engagementgestützte Qualitätssicherung: Die Mitarbeiter/innen identifizieren sich hier mit den Zielen des Programms, achten auf das Einhalten der Ziele, überprüfen diese und entwickeln sie weiter. (2) Die informationsgestützte

Qualitätssicherung: Hier geht es um die Dokumentation von Planungs- und Verlaufsdaten, um die Auswertung der Daten und die Reflexion. (3) Die personalführungsgestützte Qualitätssicherung: Hierzu zählt, dass ausreichend Personal zur Verfügung steht, dass Projektziele als Grundlage für die Personalauswahl dienen, dass der Fortbildungsbedarf regelmäßig ermittelt wird und dass Personalentwicklungsgespräche ebenso stattfinden wie Supervisionssitzungen bzw. Reflexionsgespräche.

Ordnet man nun die verschiedenen Methoden der Qualitätssicherung den thematischen Feldern engagementgestützte Qualitätssicherung, informationsgestützte Qualitätssicherung und personalführungsgestützte Qualitätssicherung zu, so fällt auf, dass im Durchschnitt bei allen Initiativen insbesondere die engagementgestützte Qualitätssicherung stark verbreitet ist und bei vielen Initiativen noch Optimierungspotenzial im Bereich informationsgestützter und personalführungsgestützter Qualitätssicherung vorliegt.

Sowohl die ehren- als auch die hauptamtlichen Mitarbeiter/innen bekunden einen hohen Weiterbildungsbedarf. Interessanterweise wird der individuelle Weiterbildungsbedarf von den hauptamtlichen Mitarbeitern mit 96,6 Prozent höher eingestuft als von den ehrenamtlichen Mitarbeitern (86,7 Prozent).

Den größten Fortbildungsbedarf gibt es hinsichtlich Strategien des Empowerments, Mitbestimmungsmöglichkeiten der Jugendlichen, Aspekten von Qualitätssicherung, Methoden der Jugendsozialarbeit sowie Öffentlichkeitsarbeit. Annähernd 90 Prozent aller Befragten sehen Weiterbildungsangebote in diesen Feldern als wichtig bzw. sehr wichtig an. Aber auch in den anderen Bereichen wie Social Sponsoring, Projektmanagement, Konfliktmanagement, Kommunikationstraining, neue Konzepte ehrenamtlichen Engagements, Finanzmanagement, interkulturelle Kommunikation, versicherungsrechtliche Fragen, EDV-Arbeit und Abenteuersport bekunden 54,8 Prozent bis 81,7 Prozent der Befragten einen sehr hohen Weiterbildungsbedarf.

Signifikante Unterschiede im Fortbildungsbedarf zwischen haupt- und ehrenamtlichen Mitarbeitern liegen im Hinblick auf die Bedeutung neuer Konzepte ehrenamtlichen Engagements, Konfliktmanagement, Kommunikationstraining und Abenteuersport vor. Während ehrenamtliche Mitarbeiter den Fortbildungsbedarf in Sachen neuer Konzepte ehrenamtlichen Engagements signifikant höher einstufen, tun dies die hauptamtlichen Mitarbeiter/innen in den Bereichen Konfliktmanagement, Kommunikationstraining und Abenteuersport. Daraus darf jedoch nicht der Umkehrschluss gezogen

werden, dass bei der jeweils anderen Gruppe tatsächlich ein objektiv geringeres Defizit im jeweils spezifischen Wissensbereich vorliegt. Vielmehr können die Differenzen auch auf unterschiedlichen Anspruchs- oder Reflexionsniveaus beruhen.

Deutliche Gruppenunterschiede im Hinblick auf den Weiterbildungsbedarf liegen in Abhängigkeit vom Ausmaß staatlicher Förderung der Sozialprojekte vor. Mitarbeiter/innen von Initiativen mit einem vergleichsweise niedrigen Anteil staatlicher bzw. kommunaler Finanzierung sind deutlich stärker an betriebswirtschaftlichen Themen wie Öffentlichkeitsarbeit, Social Sponsoring und Finanzmanagement interessiert als Mitarbeiter/innen von Initiativen, die fast ausschließlich staatlich oder kommunal finanziert sind. Dies dürfte ein Resultat unsicherer Ressourcensituationen in erstgenannten Programmen sein.

Kontakt:

Dr. Christoph Breuer
Deutsche Sporthochschule Köln
Institut für Sportsoziologie
Carl-Diem-Weg 6, 50927 Köln
Tel.: 0221/4982-397; Fax: 0221/4982-819
Breuer@dshs-koeln.de